

Kommunikation des Evangeliums unter veränderten Bedingungen.

Vortrag zum 1. Werkstatt-Tag

„Kirche in den ländlichen Räumen der Ev. Kirche von Westfalen“

am 21. Mai 2015 in der ev. Tagungsstätte Nordhelle, Meinerzhagen.

Prof. Dr. Christian Grethlein, Münster

Ländliche Regionen und speziell kleinere, herkömmlich Dörfer genannte Ansiedelungen ziehen seit einiger Zeit die Aufmerksamkeit in politischer, soziologischer und kirchlicher Hinsicht auf sich. Im Folgenden möchte ich für die „Kirche im Dorf“ eine praktisch-theologische Perspektive eröffnen, die die Bearbeitung der sich in ländlichen Gegenden ergebenden Veränderungen und Probleme erlaubt bzw. fördert.

Dazu seien eingangs unter dem Stichwort „Orientierungsbedarf“ die Ausgangssituation und die sich daraus ergebenden Herausforderungen kurz skizziert. In einem zweiten Teil lege ich mir das begriffliche Instrumentarium zurecht, um die skizzierten veränderten Bedingungen theologisch angemessen zu erfassen. Im dritten Teil weise ich auf daraus sich ergebenden Konsequenzen für die Gestaltung von „Kirche in ländlichen Räumen“ hin.

1. Orientierungsbedarf¹

Die Thematik ländliche Regionen und Dörfer wirft in mehrfacher Hinsicht Fragen nach Orientierung auf:

In der Literatur vielfach dargestellt und fast schon beschworen wird die „Abwärtsspirale in ländlichen Räumen“. Nur einige Stichworte: Mangel an Arbeitsplätzen, selektive Abwanderung, Abnahme und Überalterung der Bevölkerung, Sinken der Finanzkraft der Haushalte, Ausdünnen der Nahversorgung, schlechte Auslastung der Infrastruktur, Rücknahme der Investitionen der öffentlichen Hand, Abbau der Infrastruktur, Sterben des Gemeinschaftslebens usw. Dabei verstärken sich unterschiedliche Prozesse in einer Weise, die in verwaltungsmäßiger Hinsicht einschneidende Veränderungen erfordern. Deren konkretes Ausmaß und Gestaltung sind umstritten.

Die skizzierten Entwicklungen haben Konsequenzen und gelten ebenfalls für die kirchliche Arbeit. Anscheinend nahe liegende Modifizierungen im Bestehenden erweisen sich zunehmend als nicht weiterführend. Das Beibehalten bisheriger Strukturen bei gleichzeitigem Wandel der Lebensverhältnisse etwa durch Zusammenlegen von Kirchengemeinden ist problematisch. Es kann zur Erschöpfung nicht nur von Pfarrer/innen, sondern auch von ehrenamtlichen Mitarbeiter/innen führen. Hohes Engagement schlägt in Resignation und Verstimmung um, wenn die Belastung auf Dauer das physische und psychische Leistungsvermögen übersteigt.

¹ Hier folge ich *Christian Grethlein*, Kommunikation des Evangeliums – auch in Dörfern. Praktisch-theologische Orientierungen, in: *Michael Domsgen/Ekkehard Steinhäuser* (Hg.), Religiöse Bildung in der Peripherie, Leipzig 2015, 142-154.

Zugleich machen neue Aufbrüche in ländlichen Regionen auf die – jedenfalls mancherorts – bestehenden Chancen der Veränderungen aufmerksam. Stichworte wie „Gemeinwesenorientierung“ kirchlicher Arbeit² oder Qualität statt Quantität überwinden eine einseitig defizitorientierte Sicht der Entwicklungen.

Durchmustert man die konkreten Vorschläge, mit den durch demographische Entwicklungen, aber auch zunehmende Mobilität und ökonomische Prozesse bedingten Herausforderungen umzugehen, stößt man auf große Unterschiede in den einzelnen Situationen. Auch die EKD machte 2007 auf die Vielfalt der Verhältnisse in ihrem vom Bischof von Kurhessen-Waldeck, Martin Hein, verantworteten Text „Wandeln und gestalten. Missionarische Chancen und Aufgaben der evangelischen Kirche in ländlichen Räumen“ aufmerksam.

Das bedeutet für die praktisch-theologische Theoriebildung: Es können nur *allgemeine Orientierungen in Form eines konzeptionellen Rahmens* angeboten werden, der einerseits die jeweilige Situation erfassen lässt und zudem deren – potenziellen – Bezug auf den für Kirche grundlegenden Impuls eröffnet. Innerhalb dieses Rahmens müssen dann die vor Ort Verantwortlichen für die kirchliche Arbeit ihre eigenen Erfahrungen und Versuche kritisch überprüfen und weiterentwickeln. Dass dies nur in engem Kontakt mit den in den entsprechenden Gegenden lebenden Menschen möglich ist, liegt empirisch angesichts des allgemeinen Bedeutungsverlustes amtskirchlicher Autorität auf der Hand. Theologisch ist dies eine Konsequenz aus der reformatorischen Einsicht in das allgemeine Priestertum aller Getauften.

Praktische Theologie zeigt sich also hier als eine auf vorgängige Praxis bezogene Theoriebildung, die diese empirisch und theologisch analysiert und daraus allgemeine Handlungsorientierungen gewinnt, die vor Ort konkretisiert werden müssen. Der wichtigste Dienst, den diese Arbeit für die Praxis leisten kann, ist die Klärung der zur Analyse und Neuausrichtung verwendeten Begriffe.

2. Klärung kirchentheoretisch leitender Begriffe

Schon 1949 konstatierte Emanuel Hirsch in seiner fünfbandigen Theologiegeschichte:

„Der Geschichte der evangelischen Theologie und Kirche im 19. Jahrhundert haftet die Eigentümlichkeit an, daß in einem Maße, welches keinem früheren Zeitalter, auch nicht dem der Reformation, bekannt ist, die Kirche selber, ihr Wesen, ihre Aufgabe, ihre Gestalt und Ordnung, ihr Verhältnis zum Staat und zum allgemeinen Leben überhaupt, der Gegenstand, wo nicht gar Mittelpunkt theologischen und kirchlichen Urteilens und Handelns wird. Langsam läuft die Bewegung in dieser Richtung an, um sich dann mehr und mehr zu steigern und im 20. Jahrhundert vielfach zu der merkwürdigen Erscheinung einer Kirche zu führen, die dadurch Gott und Christus am besten zu dienen meint, daß sie von sich selber, ihrer Hoheit, ihrer Vollmacht lehrt und sich selber – in jedem Sinne des Worts – erbaut und Gott für sich selber dankt und preist.“³

² S. hierzu jetzt beeindruckend an dem konkreten Beispiel seiner westfälischen Kirchengemeinde *Ralf Kötter*, *Das Land ist hell und weit. Leidenschaftliche Kirche in der Mitte der Gesellschaft*, Berlin 2014.

³ *Emanuel Hirsch*, *Geschichte der neuern evangelischen Theologie* Bd. 5, Münster 1984 (Gütersloh 31964), 145.

Von daher lohnt es sich, theologisch, und d.h. im Bereich Evangelischer Theologie stets auch unter biblischer Perspektive, den Begriff der „Kirche“ und der von ihr vertretenen Inhalte näher zu analysieren:

2.1 Hier zeigt sich, dass die „Kirche“ genannte Sozialität einseitig mit bestimmten Sozialformen, vor allem der parochialen Kirchengemeinde und dann auch der Landeskirche, identifiziert wird.⁴ Das damit verbundene Problem tritt zu Tage, wenn dies in empirischer Perspektive kritisch reflektiert wird: *Während die Ortsgemeinde mit ihrem im Wochen-Rhythmus stattfindenden Sonntagsgottesdienst und manchen ebenso getakteten Kreisen der Sozialform Verein entspricht, handelt es sich – organisationssoziologisch gesehen – bei einem Kirchenkreis und dann den Landeskirchen um Großorganisationen, mit einer Zentrale und zahlreichen Filialen.* Beides, Verein und Großorganisation, sind aber Sozialformen, deren Akzeptanz und Bedeutung gegenwärtig abnimmt. Gewerkschaften und Parteien schrumpfen im Allgemeinen ebenso wie Vereine zunehmend Probleme haben, ihre Mitglieder zu aktivieren. Im Hintergrund stehen dabei gesellschaftliche und kulturelle Wandlungsprozesse. Sie werden mit Begriffen wie Pluralismus und/oder Individualisierung beschrieben. Dazu treten tief greifende Umstellungen im Kommunikationsverhalten durch den Gebrauch elektronischer Medien. Von daher ist ein weiteres Voranschreiten des genannten Bedeutungsverlustes von Kirchengemeinden, Kirchenkreisen und Landeskirchen anzunehmen. Ihre Funktionen werden spezifischer, etwa hinsichtlich der Begleitung von Kasualien oder der finanziellen Verwaltung. In den letzten 150 Jahren wichtige Aufgaben wie die Pflege des sog. Gemeindelebens oder die Vertretung des Christentums in der Öffentlichkeit verlieren nämlich in diesen Sozialformen an Bedeutung. An dieser Entwicklung ist auch durch großen persönlichen Einsatz und vielfältige Bemühungen grundsätzlich nichts zu ändern. Sie steht zunehmend in Spannung zu den gewohnten Instrumentarien und Verwaltungsformen kirchlicher Arbeit.

Von daher verdient in der heutigen Situation die *Pluriformität der Sozialform „Kirche“ im Neuen Testament* Beachtung. Hier werden vier Sozialformen als „ekklesia“ bezeichnet:

„Ekklesia“ heißen die Christen im ökumenischen, also den ganzen bewohnten Erdkreis umfassenden Sinn (1Kor 4,17; Mt 16,18);

„Ekklesiai“ (Plural) begegnen in Städten, etwa in Korinth (1Kor 1,2),

oder in Landschaften bzw. Provinzen, z.B. in Syrien und Zilizien (Apg 15,41);

mehrfach wird das „Haus“, also die soziale Vorform der Familie, „ekklesia“ genannt (Röm 16,5; 1Kor 16,19; Phlm 2; Kol 4,14).

„Ekklesia“ umfasst also *Hausgemeinde, Ortsgemeinde, Regionalverbund und die weltweite Ökumene.* Dabei gibt es keine Prioritäten oder Nachordnungen. Sachlich haben diese verschiedenen Sozialformen den Bezug auf Jesus Christus als gemeinsamen Grund. Historisch kam wohl der Hausgemeinde eine gewisse Priorität zu. Sie war auch der Ort, an

⁴ S. zum Folgenden *Christian Grethlein*, Probleme hinter den Bemühungen um Kirchenreform. Kirche im Übergang von einer staatsanalogen Institution zu einer zivilgesellschaftlichen Organisation, in: PrTh 48 (2013), 36-42, 40.

dem Christen gemeinsam aßen und tranken und sich so der Gegenwart ihres Herrn versicherten.

Es ist auffällig, dass sich die heutigen Vorschläge zur Gemeinde- und Kirchenreform auf die beiden mittleren Ebenen konzentrieren, also die „ekklesiai“ in Städten und Landschaften. Demgegenüber tritt vielerorts die Ökumene zurück und das Haus kommt höchstens als Zulieferer zur Ortsgemeinde in den Blick.

Das hat gravierende Konsequenzen: Diese begriffliche Verkürzung führt zu einer Überforderung der „ekklesiai“ im mittleren Sinn. Schon früher haben einzelne Gruppen wie Orden oder Bewegungen indirekt hierauf aufmerksam gemacht und alternative Sozialformen des Christseins gelebt.

Das mit der genannten Reduktion gegebene Problem verschärft sich heute, weil – wie erwähnt – die Organisationsformen Verein und Großorganisation an Bedeutung für die Menschen verlieren. Demgegenüber gewinnen die familiär-nachbarschaftlichen und die weltweiten Bezüge in der Lebenswirklichkeit vieler Menschen an Gewicht:

Die auf den Haushalt bezogene Kleinfamilie verändert sich zur multilokalen Mehrgenerationenfamilie mit ihren diversen Unterstützungssystemen, angefangen von der Tagesmutter bis hin zur Diakonieschwester. Kulturgeschichtlich kann dies als eine Transformation des antiken Haushaltes unter den Bedingungen einer mobilen Gesellschaft interpretiert werden. Die Umstellung der Familiensoziologie in den letzten zwanzig Jahren von der exklusiven Konzentration auf die Haushaltsfamilie zum an funktionalen Zusammenhängen interessierten Konzept der multilokalen Mehrgenerationenfamilie wird in der kirchlichen und theologischen Arbeit noch nicht hinreichend berücksichtigt. Diese Neuformatierung bietet aber große Chancen zu einer genaueren Wahrnehmung der Lebensverhältnisse vieler Menschen, bei denen die (meisten) Veranstaltungen der kirchlichen Organisation keine Rolle spielen. Der Blickwinkel richtet sich also nicht mehr auf bestimmte Stände – wie in der klassischen Kinder-, Jugend-, Frauen- oder Seniorenarbeit –, sondern auf vorhandene soziale Netzwerke. Deren Radius ist meist nicht mehr auf die räumliche Umgebung beschränkt.

Denn die heutigen Kommunikationsmedien ermöglichen einen neuen Zugang zu weltweiten Prozessen, und zwar sowohl in Beziehung auf Informationen als auch auf persönliche Beziehungen. Vor allem in der Jugendarbeit Tätige berichten von der selbstverständlichen Bedeutung der Social Media für die Kommunikation Heranwachsender, der sog. „Digital Natives“. Die dadurch sich ergebenden Möglichkeiten, „Ökumene“ im wörtlichen, den bewohnten Erdkreis umfassenden Sinn zu erfahren, kommen erst ansatzweise in den Blick. So könn(t)en z.B. jetzt früher mühsam durch Reisen in Jahresabständen gepflegte Kontakte zu Partnergemeinden in stetige und intensive Kommunikationen überführt werden usw.

Beide Formationen, die multilokale Mehrgenerationenfamilie und die neuen Kommunikationsmedien und -formen, fügen sich in das Konzept der Zivilgesellschaft, also die „freie, assoziative, öffentliche und politische Selbstorganisation und Selbstbestimmung der

Mitglieder in Angelegenheiten, die alle betreffen“.⁵ Es ist zu erwarten, dass ihre lebensweltliche Bedeutung weiter zunehmen wird.

2.2 Auch hinsichtlich des Inhalts von Kirche lohnt sich eine genauere Nachfrage. Übliche Begriffe wie „Auftrag“ oder „Verkündigung“ verdunkeln eher die konkreten, frü die Gestaltung des Lebens wichtigen Kommunikationen. Bereits im Neuen Testament kristallisiert sich hierfür bei Paulus und den Verfassern der synoptischen Evangelien der Begriff des „*Evangelium*“ heraus. Dementsprechend fungiert „evangelisch“ durchaus sachgemäß als Attribut von Kirche.⁶

Schon ein erster philologischer Blick verrät Interessantes. Das hier verwendete griechische Verb (euangelizesthai) bildet weithin keine Aktivform. Es steht im *genus verbi* des Mediums, oszilliert also zwischen Aktiv und Passiv. So bildet bereits die grammatikalische Form die Besonderheit von Kommunikation als interdependentes Mit-Teilen ab, insofern wechselseitig gesendet und empfangen wird. Es geht also nicht um ein autoritäres Ausrichten von Feststehendem, wie es der ursprünglich in der Institution des Herolds verankerte Begriff der Verkündigung suggeriert, sondern um eine gemeinsame Suchbewegung.

Eine inhaltliche Bestimmung von „Evangelium“ bestätigt diese grammatikalische Beobachtung. *Das Wirken und Geschick Jesu von Nazaret, das mit dem Begriff Evangelium erfasst werden soll, erschließt sich in dreifacher Weise:*⁷

- Jesus stellte die Nähe der Gottesherrschaft durch Gleichnisreden her.
- Er feierte mit Menschen Mahlgemeinschaften als Aufnahme in die Gottesherrschaft.
- Er richtete durch seine Heilungen die Gottesherrschaft auf.

Offenkundig waren für Jesus alle drei Kommunikationen gleichermaßen notwendig, um die anbrechende Gottesherrschaft, also das Gelingen des Lebens zu plausibilisieren. Besonderer religiöser Übungen, angeleitet durch Priester oder Mystagogen, bedurfte er hierfür nicht. Die oft in kirchlichen Papieren behauptete Priorität des sog. Verkündigungsdienstes wäre Jesus – und seinen Jüngern – von daher fremd. Am meisten dürfte Jesus wohl durch seinen Heilungen Eindruck gemacht haben.

Versucht man diese drei Formen des Wirkens Jesu kommunikationstheoretisch zu erfassen, so ergeben sich drei Modi der Kommunikation des Evangeliums:

- im Modus des Lehrens und Lernen;
- im Modus des gemeinschaftlichen Feiern;
- im Modus des Helfens zum Leben.

⁵ Joachim v. Soosten, *Zivilgesellschaft*, in: *Evangelisches Soziallexikon*, Stuttgart 2001, 1846-1849, 1846.

⁶ Im Folgenden nehme ich Überlegungen auf aus: *Christian Grethlein*, *Kirche – als praktisch-theologischer Begriff. Überlegungen zu einer Neuformatierung der Kirchentheorie*, in: *PTh* 101 (2012), 136-151, 146f.

⁷ Ich folge hier den Ausführungen von *Jürgen Becker*, *Jesu von Nazaret*, Berlin 1996, 176-233, zum Konzept der „Vermittlung der Gottesherrschaft“.

Das Besondere am Wirken Jesu war, dass er diese drei Modi durch den Bezug auf die Gottesherrschaft integrierte. Ihr Anbruch ist nur zu erfassen, wenn gelehrt und gelernt, gemeinschaftlich gefeiert und gegenseitig⁸ zum Leben geholfen wird.

Dabei ist auffällig, dass die entsprechenden Kommunikationen, die von Jesus berichtet werden, durchaus scheitern konnten. So wird von der Unverständlichkeit des durch Jesus Gelehrten berichtet (Mk 4,10-12); Jesus selbst wird als „Fresser und Weinsäufer“ verspottet (Mt 11,19); an bestimmten Orten konnte er nicht heilen (Mk 6,5f.).

Die Christentumsgeschichte kann als ein – teils geglückter, teils missglückter – Versuch verstanden werden, diese Kommunikationsmodi im Wandel der politischen, gesellschaftlichen und kulturellen Verhältnisse zu kontextualisieren. Dazu gehört immer wieder auch Kritik bzw. Distanz zum allgemein Plausiblen, wenn dies dem christlichen Grundimpuls widersprach. Lange Zeit wurden diese Kommunikationsmodi im Kontext obrigkeitlicher Strukturen tradiert und entsprechend transformiert: aus gegenseitigen Lehr- und Lernprozessen entwickelte sich eine monologisch, autoritär vorgetragene Verkündigung; das gemeinschaftliche Feiern wurde in einem priesterlich zelebrierten Ritual domestiziert; das Helfen zum Leben ging in die Obhut der paternalistisch christlichen Obrigkeit des Landes bzw. der Stadt über. Doch haben sich die Verhältnisse fundamental verändert. Wir leben in Deutschland heute in einer Gesellschaftsformation, die u.a. durch langjährige pädagogische Bildung aller Menschen, Pluralismus in der Daseins- und Wertorientierung sowie demokratische Strukturen geprägt ist. Die bereits bei Jesus beobachtbare Tendenz zu symmetrischer Kommunikation gewinnt so neue Aktualität.

3. Konsequenzen für die kirchliche Arbeit

Werden die eingangs skizzierten Herausforderungen für die allgemein verwaltungsmäßige und kirchliche Praxis durch die Veränderungen in den ländlichen Regionen im Rahmen einer Theorie der Kommunikation des Evangeliums analysiert, ergeben sich drei Konsequenzen:

Erstens darf das von der kirchlichen Organisation und deren hauptamtlich und ehrenamtlich Beschäftigten vollzogene Handeln nicht einfach mit der Kommunikation des Evangeliums gleich gesetzt werden. Diese vollzieht sich oft an Orten und in Zusammenhängen, die jenseits von Kirche im herkömmlichen Sinn liegen. Die neueste EKD-Mitgliedschaftsumfrage zeigt empirisch, dass „die Netzwerke existentieller wie pragmatischer religiöser Kommunikation wesentlich stärker im privaten Bereich verortet (sind), als bisher angenommen wurde“.⁹ Theologisch weist Mt 25, 34-40 darauf hin, dass die Begegnung mit Christus sich in vielfältigen Hilfehandlungen ereignet, ohne dass dies explizit wird. Umgekehrt ist kritisch zu fragen, ob jedes kirchliche Handeln die Kommunikation des Evangeliums fördert. So lassen Ergebnisse aus einer aktuellen Konfirmanden-Studie

⁸ Diese wichtige Seite eines christlichen Hilfeverständnisses arbeitet heraus *Anika Christina Albert*, Helfen als Gabe und Gegenseitigkeit. Perspektiven einer Theologie des Helfens im interdisziplinären Diskurs (VDWI 42), Heidelberg 2010.

⁹ Engagement und Indifferenz. Kirchenmitgliedschaft als soziale Praxis. V. EKD-Erhebung über Kirchenmitgliedschaft, März 2014, 17.

vermuten,¹⁰ dass zumindest hinsichtlich der Heranwachsenden der sonntägliche sog. Gemeindegottesdienst die Kommunikation des Evangeliums eher behindert als fördert.

Diese Einsichten können zum einen vom Druck befreien, die – angeblichen – „weißen Flecken“ auf der kirchlichen Landkarte zum Verschwinden bringen zu müssen. In der Regel gelingt dies nur auf einem konsistorialen Schreibtisch dadurch, dass ein Pfarrer/eine Pfarrerin noch zwei oder drei zusätzliche Dörfer mehr zu „betreuen“ hat. Zum anderen öffnen sie den Blick auf die Assistenzfunktion kirchlicher Organisation für andere Formen von Ekklesia wie die multilokale Mehrgenerationenfamilie. Im Bereich der Kasualien hat sich hier – entgegen früheren Verunglimpfungen der sog. Kasualchristen¹¹ – vielerorts ein entspannter und für die Kommunikation des Evangeliums fruchtbarer Modus eingespielt. Vor allem auf dem Gebiet der Taufe ergaben empirische Arbeiten, wie wichtig für Menschen diese Handlung ist¹² und wie produktiv und durchaus eigensinnig¹³ sie mit den traditionellen kirchlichen Deutungsangeboten umgehen. Das darin liegende Potenzial für die Kommunikation des Evangeliums wird erst entdeckt, wenn nicht traditionelle Schemata diese Praxis be- und dann meist als defizitär verurteilen. Vielmehr gilt es, die Perspektive umzukehren und die Eigendynamik des kommunikativen Handelns wie des Taufens zu entdecken und von daher kirchliche Praxis zu reformieren.¹⁴

Zweitens impliziert Kommunikation des Evangeliums von dem von Jesu Wirken und Geschick ausgehenden Grundimpuls her Inklusion und Symmetrie. Unter den Bedingungen einer pluralistischen Gesellschaft, deren Mitglieder in der Regel viele Jahre Bildungseinrichtungen besuchen, führt dies zu einer grundsätzlich funktionalen Relativierung von Hierarchie. Der lange Zeit in (manchen) ländlichen Regionen bestehende Rückstand an formaler Bildung führte dazu, dass sich hier hinsichtlich der Pfarrer – und dann wohl auch Pfarrerrinnen – ein Gefälle zur sog. Gemeinde hin ausgeprägt hat. Dieses erweist sich zunehmend vor allem im Kontakt mit jüngeren Menschen als dysfunktional – und belastet wohl auch Amtsträger/innen.¹⁵ Pastoral geht es um die Umstellung der Kommunikationsform Amtsautorität auf die der Authentizität.¹⁶ Überlieferte Verkehrsformen, die sich noch in Bezeichnungen wie „Pfarramt“ widerspiegeln, sind von daher kritisch zu überdenken. Positiv bekommt in diesem Zusammenhang die Team-Arbeit eine besondere Attraktivität.

¹⁰ Wolfgang Ilg/Friedrich Schweitzer/Volker Elsenbast, Konfirmandenarbeit in Deutschland. Empirische Einblicke – Herausforderungen – Perspektiven. Mit Beiträgen aus den Landeskirchen (Konfirmandenarbeit erforschen und gestalten 3), Gütersloh 2009, 225.

¹¹ So diffamierte der Wort-Gottes-Theologe Günter Dehn, Die Amtshandlungen der Kirche, Stuttgart 1950, 38 die die Taufe für ihr Kind Begehrenden als „Krethi und Plethi“.

¹² S. hierzu Regina Sommer, Kindertaufe – Elternverständnis und theologische Deutung (PThe 102), Stuttgart 2009.

¹³ S. hierzu Christoph Müller, Taufe als Lebensperspektive. Empirisch-theologische Erkundungen eines Schlüsselthemas (PThe 106), Stuttgart 2010.

¹⁴ Zu dieser Umstellung der kirchentheoretischen Perspektive und deren diskurstheoretischer und empirischer Begründung s. Christian Grethlein, Taufpraxis in Geschichte, Gegenwart und Zukunft, Leipzig 2014.

¹⁵ S. hierzu eindrücklich – aus anglikanischer Perspektive – Barbara Brown Taylor, Leaving Church. A Memoir of Faith, New York 2007, z.B. 143-153.

¹⁶ S. Armin Nassehi. Religiöse Kommunikation: religionssoziologische Konsequenzen einer qualitativen Untersuchung, in: Bertelsmann Stiftung (Hg.), Woran glaubt die Welt? Analysen und Kommentare zum Religionsmonitor 2008, Gütersloh 2009, 169-203, 188-190.

Allerdings stehen die immer noch bestehenden unterschiedlichen Beschäftigungsverhältnisse in der Kirche, von denen das der Pfarrer/innen am privilegiertesten ist, einer Symmetrie in der Kommunikation entgegen.

Eine so auf Kooperation setzende pastorale Tätigkeit erfährt vielfältige Anregungen und Korrekturen. Sie öffnet sich für die reformatorisch betonte Gleichheit aller Getauften. Die Besonderheit der Pfarrer/innen besteht dann in ihren theologischen Kenntnissen und ist funktional ausgerichtet. Sie haben die Kommunikation des Evangeliums durch den Rückbezug auf dessen Ursprung im Wirken und Geschick Jesu kritisch zu reflektieren und hierauf zu orientieren.

Schließlich kann die in der Religionspädagogik ansatzweise begonnene Lernorttheorie¹⁷ weiterhelfen, den genannten Herausforderungen gerecht zu werden. Demnach vollzieht sich die Kommunikation des Evangeliums an verschiedenen Orten: Familie, Schule, Kirche, Diakonie und Medien, und zwar jeweils im Rahmen der dort herrschenden Systemlogiken. Ich vermute, dass – nicht nur in ländlichen Gegenden – der elektronisch vermittelten Kommunikation in Zukunft große Bedeutung zukommen wird. Dabei dürfen nicht deren Grenzen übersehen werden wie etwa eine gewisse Flüchtigkeit und Beliebigkeit. Umgekehrt sind diese aber auch Stärken, gerade in Gegenden, in denen Kirche und Christentum nur noch bei wenigen Menschen im Blick sind. Denn ihre – positive – Kehrseite ist ein niedrigschwelliger Zugang. In diesem Zusammenhang lohnt sich ein Blick in andere Länder. So wird z.B. in den USA die Möglichkeit einer „Online Communion“ oder „Do it yourself Communion“ diskutiert, also die Frage, ob Menschen, die weit voneinander entfernt sind, auch miteinander Abendmahl feiern können, wenn sie nur per screen miteinander verbunden sind.

Von daher dürften die bisherigen Überlegungen zur Kirche in ländlichen Regionen mit dem Thema elektronischer Medien wohl den größten Ergänzungsbedarf haben. Dass diese durch ihre egalitäre Grundstruktur zugleich dem hierarchiekritischen Verständnis der Kommunikation des Evangeliums entsprechen, ist kein geringer Vorteil.

Umgekehrt kann gefragt werden, ob die Medienthematik nicht deshalb in der gegenwärtigen Diskussion so wenig Aufmerksamkeit findet, weil sie mit einer deutlichen Macht- und Aufsichtsreduktion von organisierter Kirche einhergeht. Nicht zuletzt die herkömmlichen konfessionellen Differenzen spielen hier keine Rolle mehr. Für die Kommunikation des Evangeliums, die sich am Wirken und Geschick Jesu orientiert, ist aber auch dies eher Vor- als Nachteil. Denn die liebende und wirksame Gegenwart Gottes, auf die Jesus aufmerksam machte, begegnet jenseits menschlicher Grenzziehungen.

¹⁷ S. Christian Grethlein, Lernort-Theorie – eine religionspädagogische Differenzierung in heuristischem und didaktischem Interesse, in: Michael Domsgen (Hg.), Religionspädagogik in systemischer Perspektive. Chancen und Grenzen, Leipzig 2009, 73-92.